

Rezensionen

Schlüsselbegriffe des heutigen Frankreich

Frankreich-Lexikon. Schlüsselbegriffe zu Wirtschaft, Gesellschaft, Politik, Geschichte, Kultur, Presse- und Bildungswesen. Von Bernhard Schmidt, Jürgen Doll, Walther Fekl, Siegfried Loewe und Fritz Taubert. 2., überarbeitete Auflage. Erich Schmidt Verlag, Berlin 2005, 1 224 S., 128 €

Mehr als zwei Jahrzehnte nach der ersten Erscheinung nun die zweite Auflage dieses unentbehrlichen Informations- und Arbeitsmittels für alle diejenigen, deren Interesse sich beruflich oder privat auf Frankreich richtet. Geblieben ist der ursprüngliche Autorenkreis – ausgewiesene Romanisten mit mehr oder weniger ausgeprägter historisch-politischer Orientierung und im Laufe der vielen Jahre weiter gereifte Experten –, erweitert um Fritz Taubert, der seit 1990 an einer Pariser Universität lehrt. Auch der Ansatz dieses Kreises wurde beibehalten, nämlich den deutsch(sprachig)en Nutzer sachlich zu informieren und darüber hinaus Sensibilität für die Besonderheiten beim westlichen Nachbarn zu schärfen, Neugier zu erhalten und zu wecken sowie weitere Beschäftigung mit den vielfältigen Themen anzuregen. Was 1981 leicht doktrinär klang, als etwa im Vorwort erklärt wurde, aus der Geschichte sei „namentlich jene der Arbeiterbewegung“ berücksichtigt worden, haben die Verfasser hinter sich gelassen. Der damals schon unzutreffende Eindruck, der sich aufdrängen konnte, das Frankreich-Lexikon wolle ein linkes Kampfinstrument sein, weicht end-

gültig der Wahrnehmung soignierter Lexikon-Neutralität, die allenfalls durch die beanspruchte Moderatorenrolle relativiert wird. Man wolle, heißt es jetzt im Vorwort mild, „auch einen Beitrag zum interkulturellen Lernen und Verstehen leisten.“

Schon die äußere Aufmachung signalisiert Seriosität: großformatiges, repräsentatives Hardcover statt der beiden bescheidenen Paperback-Bände der ersten Auflage. Der Umfang erheischt Respekt: mehr als 1 200 Seiten heute gegenüber den etwa 950 damals. Die kurz gefassten Artikel, welche im Umfang von rund 15 Zeilen bis zu mehreren Seiten variieren, wurden unverändert mit Anschriften, Querverweisen und Literaturangaben angereichert; neu hinzugekommen sind Internetadressen, die auch im Anhang neben Zeittafel und Bibliographie eine eigene Rubrik erhielten. Die bewährten Sachregister, nämlich französische und deutsche Begriffe sowie Personen, finden sich auch in der zweiten Auflage.

Die Neuerscheinung lässt also bei aller Kontinuität die Fortentwicklung eines durchaus akzeptablen Konzeptes erkennen. Von „Académie“ bis „Zone Franc“ spiegelt der Band das gesamte Spektrum der gegenwärtigen französischen Wirklichkeit wider. Ob „Alcatel“ oder „Allocation familiale“, „Décolonisation“ oder „Église catholique“, „France Télécom“ oder „Gaullisme“, „Liberté–Égalité–Fraternité“ oder „Renault“, „Tribunal d’instance“ oder „Université“ – die Register bieten einen schnellen Zugriff zu den sorgfältig erarbeiteten Artikeln beziehungsweise zu Einzelfragen innerhalb eines Artikels. Querverweise laden zur weiteren Information ein.

Die Rätsel der auch in Frankreich grassierenden Abkürzungsmanie werden mit Hilfe des Lexikons schnell gelöst. Unter vielen anderen erfährt der Benutzer, dass SMIC für „Salaire minimum interprofessionnel de croissance“ steht und den seit 1970 durch Gesetz geregelten Mindestlohn meint, der am

1. Juli 2003 um 5,7 Prozent auf 7,19 Euro pro Stunde angehoben wurde und bei 1090 Euro im Monat liegt (35-Stunden-Woche). CSG ist die Abkürzung der in Frankreich viel diskutierten Versicherungssteuer „Contribution sociale généralisée“, die seit 1991 auf Arbeits- und Kapitaleinkünfte erhoben wird, um das Defizit der Sozialversicherung abzudecken. PACS (= „Pacte civil de solidarité“) heißt das 1999 in Kraft getretene Rechtsstatut für Lebensgemeinschaften von zwei erwachsenen, nicht verheirateten Personen. Mit RATP wird jeder Paris-Tourist konfrontiert, wenn er Bus, Métro oder RER benutzt; weiß er auch, dass das eine „Régie autonome des transports parisiens“, das andere „Réseau express régional“ heißt und wie beide Einrichtungen funktionieren? Und UMP nennt sich abgekürzt die Sammlungspartei „Union pour un mouvement populaire“, die 2002 aus einem Wahlbündnis mit derselben Buchstabenfolge, aber anderer Bedeutung („Union pour la majorité présidentielle“) hervorging – übrigens auch eine gelungene Entfaltung des Parteienbegriffs in Frankreich und ein Beispiel für die Aktualität des Lexikons, denn der Artikel reicht bis zum Hinweis auf die Wahl von Nicolas Sarkozy zum Parteivorsitzenden Ende 2004.

Ernst nehmen die Autoren ihre selbst gestellte Aufgabe, Tiefenstrukturen Frankreichs offen zu legen, die jenseits der Grenzen des Hexagons oft kaum bekannt sind. Unter dem Stichwort „Grandes écoles“ beispielsweise wird ihr Effekt der Erhaltung der überkommenen Sozialstruktur und des geringen Maßes an sozialer Mobilität betont. Dies gilt auch für den „Premier ministre“, der in der V. Republik eine ganz andere Position einnimmt als der Regierungschef in Berlin, der aber in der Verfassungswirklichkeit Frankreichs je nach bestehenden Mehrheitsverhältnissen über vielfältige Ausgestaltungsmöglichkeiten verfügt. Um noch ein weiteres Beispiel zu nennen: Unter „Syndicalisme“

wird deutlich gemacht, wie stark die französische Gewerkschaftsbewegung sich mit ihrer traditionell politisch-ideologischen Ausrichtung von der deutschen Einheitsgewerkschaft unterscheidet, aber auch die jüngste Tendenz erwähnt, sich von der Parteienbindung zu lösen.

So werden politische Kräfte und gesellschaftliche Bewegungen, Bildungssystem und Zeitungslandschaft, Epochen der neueren Geschichte und Persönlichkeiten, geistige Strömungen und wirtschaftliche Themen in einer Weise präsentiert, die Frankreich in seiner jüngeren Vergangenheit und unmittelbaren Gegenwart fassbar machen. Dabei ist seine markante Aktualität sowohl ein Trumpf als auch ein Nachteil: Zur Zeit gibt es wohl kein Nachschlagewerk über Frankreich, das so umfassend, unkompliziert und zugleich so zeitnah informiert, doch bald schon wird dies wieder nur noch eingeschränkt gelten. Hier drängt sich erneut die Frage auf, ob das klassische Nachschlagewerk in Buchform auf längere Sicht gegenüber den neuen Medien eine Chance haben wird.

Natürlich setzt sich jedes Lexikon einer spezifischen Kritik aus, die entweder im Fehlen bestimmter Stichwörter oder am Inhalt bestimmter Begriffserläuterungen festgemacht wird. Warum wurde etwa PEL (= „Plan épargne logement“), nicht aber PEA (= „Plan épargne en actions“) aufgenommen? Sind die „Grandes écoles“ angesichts ganz neuer Herausforderungen, mit denen auch Frankreich konfrontiert ist, wirklich immer noch so unumstrittene Bastionen eines konservativen Gesellschaftsmodells, wie es der entsprechende Lexikon-Artikel unterstellt? Aber solche möglichen Einwände seien hier nur ganz leise angesprochen. Jede massive Kritik müsste als Beckmesserei erscheinen, denn eine solche Reaktion hätte diese vorzügliche Neuauflage nun wirklich nicht verdient.

DIETER TIEMANN

Langzeitwirkung trotz Fehlstart – Wirkung des Élysée-Vertrags

Corine Defrance / Ulrich Pfeil (Hg.): *Der Élysée-Vertrag und die deutsch-französischen Beziehungen 1945–1963–2003*. Pariser Historische Studien, Band 71, Oldenburg, München 2005, 291 S., 24 €

Der im Januar 2003 gefeierte 40. Jahrestag des Élysée-Vertrages bot nicht nur Anlass für Feierlichkeiten, sondern forderte auch die Historiker auf, Bilanz zu ziehen und neue Perspektiven für die deutsch-französischen Beziehungen zu erwägen. Der vorliegende Band geht auf eine in der Sorbonne und am deutschen Historischen Institut Paris im Januar 2003 organisierte Konferenz zurück. In diesem von Corine Defrance und Ulrich Pfeil herausgegebenen Sammelband stellen Experten der deutsch-französischen Beziehungen aus beiden Ländern auf der Grundlage neu zugänglicher Archivfunde eine Übersicht der politischen, militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aspekte der deutsch-französischen Beziehungen vor und versuchen dabei den Stellenwert des Élysée-Vertrages im deutsch-französischen Verhältnis zu bestimmen. Das Buch gliedert sich in insgesamt vier Hauptblöcke. Ein Schlussbeitrag von Außenminister a.D. Hans-Dietrich Genscher rundet den Band ab.

Nach einem kurzen gemeinsamen Vorwort von Claudie Haigneré, der damaligen französischen Europaministerin und Beauftragten für die deutsch-französische Zusammenarbeit, und Peter Müller, dem deutschen Bevollmächtigten für kulturelle Angelegenheiten mit Frankreich, versuchen die beiden Herausgeber in einer richtungsweisenden Einleitung den Élysée-Vertrag zwischen Zäsur und Kontinuität zu verordnen und dabei seine historische Bedeutung für die deutsch-französische Aussöhnung herauszufinden. Methodisch plädieren sie für eine „skeptische Distanz und historisierende Herangehensweise“ (S. 37).

Im ersten Teil wird die Entstehungsgeschichte des Vertrages aus der nationalen Perspektive rekonstruiert. Statt den gesamten Entstehungsvorgang zu schildern, konzentrieren sich sowohl Hans-Peter Schwarz als auch Jacques Bariety, die jeweils den deutschen beziehungsweise französischen Weg zum Élysée-Vertrag darstellen, auf einzelne wesentliche Punkte. Wenn Schwarz sich auf „den Gesamtvorgang in einer etwas umfassenden Perspektive“ konzentriert, wobei er „einige kritische Punkte ansprechen will“ (S. 49), heißt es bei Bariety, „in einem zeitlich und räumlich größeren Kontext [...] einige Feststellungen über die Umstände und Bedingungen [zu] machen, unter denen sich die Angelegenheit vollzogen hat“ (S. 62). Beide Historiker heben das schon vorher oft festgestellte Paradox der erstaunlichen Langzeitwirkung des Vertrags und seines peinlichen Fehlstarts hervor. Im Mittelpunkt ihrer Betrachtungen steht die Frage, wie aus dem „einfachen“ Protokoll, das ursprünglich vorgesehen war, ein ratifikationsbedürftiger Vertrag wurde. Einen individuelleren Einblick in den Entstehungsprozess liefert Henri Ménudier, der sich der veröffentlichten Aufzeichnungen von Alain Peyrefitte bedient, um die Einstellung Charles de Gaulles zum Nachbarn östlich des Rheins und zum Vertrag um das Jahr 1962–63 nachvollziehbar zu machen.

Die drei Beiträge des zweiten Teils widmen sich den im Vertragstext festgeschriebenen Konsultationsbereichen. Ulrich Lappenküper, der die auswärtigen Angelegenheiten von Adenauer bis Kohl untersucht, geht insbesondere der Frage nach, in welchem Maße das vom Vertrag formulierte Ziel einer „gleichgerichteten Haltung“ in den auswärtigen Beziehungen erreicht wurde. An Gründen für ihr Fehlen, zumindest bis zur Ära Mitterrand–Kohl, nennt er zum einen die fundamentale Ambivalenz der Zwecke, die beide Staaten mit dem Vertrag verbanden (S. 102), zum anderen die über Regierungswechsel hinweg weiter bestehenden außen-

beziehungsweise europapolitischen Auffassungsunterschiede. *Florence Gauzy* zieht eine kritische, aber nuancierte Bilanz der deutsch-französischen Militärkooperation seit 1963. Obwohl der Élysée-Vertrag der bilateralen Zusammenarbeit in militärischen und Rüstungsfragen eine programmatische Dimension und eine institutionelle Grundlage verlieh, geriet sie schnell in eine „politisch-stragische Sackgasse“ (S. 139). Auch wenn *Gauzy* den Akzent auf das Scheitern der Harmonisierung bei den strategischen Doktrinen legt, so konnten jedoch ihrer Meinung nach sekundäre Erfolge erzielt werden, die „einen dauerhaften Effekt auf die militärische Praxis beider Länder“ hatten (S. 141). Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Rahmenbedingungen der deutsch-französischen auswärtigen Kulturpolitik fällt *Ansbert Baumanns* Urteil über den deutsch-französischen Kultur- und Jugendaustausch nüchtern aus. Er stellt fest, dass die Bedeutung des Vertrages in diesem Bereich eher auf seinen indirekten Einfluss zurückzuführen sei, da er dazu beitrug, die deutsch-französischen Beziehungen zu „popularisieren“ und „in einer langfristigen Perspektive das Verhältnis beider Völker zueinander positiv zu beeinflussen“ (S. 166). Alles in allem heben alle drei Autoren die Diskrepanz zwischen den von den Vertragsvätern anvisierten, zum Teil sehr ambitionierten Zielen und ihrer konkreten Realisierung hervor.

Der dritte Teil gilt den vom Élysée-Vertrag nicht geregelten Bereichen. Der Hauptgrund für die Abwesenheit der Wirtschaft im Vertragstext sieht *Andreas Wilkens* in den früheren Auseinandersetzungen um die Fouchet-Pläne Anfang der 1960er Jahre. Auf Grund der Erfahrung des Fouchet-Plans stimmten offensichtlich Deutsche und Franzosen damals überein, dass dieser Gegenstand der Gemeinschaft vorbehalten bleiben sollte (S. 179). Anschließend an diesen Beitrag stellt *Werner Bühner* Formen, Ziele und Einfluss wirtschaftlicher Akteure der deutsch-franzö-

sischen Zusammenarbeit dar, wobei der zeitliche Schwerpunkt zwischen 1945 und 1963 liegt. Das Fehlen substanzieller wirtschaftlicher Bestimmungen im Élysée-Vertrag erklärt er vor allem damit, dass die bilaterale Zusammenarbeit in diesem Bereich bereits so gut funktionierte, dass zusätzliche vertragliche Vereinbarungen überflüssig erschienen (S. 195).

Um das erstaunliche Fehlen der Kultur, der gerade in Frankreich einen hohen Stellenwert beigemessen wird, zu erklären, prüft *Corine Defrance* die bilaterale kulturelle Zusammenarbeit vor und nach der Unterzeichnung des Élysée-Vertrages. Dabei hebt sie die „auseinander gehenden Zielsetzungen der deutschen und französischen auswärtigen Politik“ hervor (S. 201). *Wilkens* und *Defrance* machen jedoch klar, dass sowohl die Wirtschaft als auch die Kultur, obwohl nicht explizit erwähnt, nicht ganz aus dem Vertrag verdrängt und indirekt behandelt waren.

Hans Manfred Bock und *Ulrich Pfeil* untersuchen Funktionen und Aufgaben der kulturellen und gesellschaftlichen Akteure der deutsch-französischen Zusammenarbeit. Beide Autoren verweisen auf die langsame, aber zielstrebige Entwicklung eines zivilgesellschaftlichen Kommunikationsnetzes, das eine „Luftveränderung“ in den beiden Gesellschaften bewirkt habe (S. 226). Die Hauptwirkung des Élysée-Vertrages sehen sie in der Schaffung des institutionellen Rahmens, der dieser zivilgesellschaftlichen Kooperation die Chance gab, sich zu verbreitern und zu vertiefen.

Im letzten Block wird das deutsch-französische Verhältnis rückblickend beurteilt. *Robert Frank* wirft einen erfrischenden Blick auf den Élysée-Vertrag, den er im Sinne *Pierre Noras* als Erinnerungsort betrachtet und dessen „Mystifizierung“ er chronologisch untersucht. Ihn treibt die Frage nach dem Platz des Vertrags in der Erinnerung der Franzosen und Deutschen an beziehungsweise, ob er „ein symbolisches Element des Erinnerungs-

erbes“ einer deutsch-französischen Gemeinschaft darstellt (S. 238). Aus seinen Überlegungen folgert Frank, dass der Vertrag durchaus Symbole produziert hat, die den Aufbau einer deutsch-französischen Gemeinschaft emotional unterlegt haben (S. 247). Colette Mazucelli fragt sich in ihrem Beitrag, inwiefern der Élysée-Vertrag als Dreh- und Angelpunkt der deutsch-französischen Beziehungen fungierte und sieht vor allem darin ein Element der Kontinuität und einen wesentlichen Eckpfeiler der Beziehungen zwischen beiden Staaten und Gesellschaften.

Wie es bei solchen Sammelbänden üblich und sogar quasi unvermeidlich ist, lassen sich Wiederholungen nicht ganz vermeiden,

die jedoch die Qualität der einzelnen Beiträge nicht beeinträchtigen. Dieser Band bietet einen umfassenden, lesenswerten Überblick über Bedeutung und Wirkung des Élysée-Vertrages in Bezug auf die deutsch-französischen Beziehungen. Dabei wird besonders deutlich, dass der Vertrag keineswegs der Ausgangspunkt der deutsch-französischen Zusammenarbeit war, sondern sich in einen langsamen, stetigen und dynamischen Annäherungsprozess eingliederte. Das manchmal kritische Urteil der Autoren bekräftigt aber das Paradox des Vertrags nur noch, dass er trotz all seiner Misserfolge in der Tat ein Erfolg bleibt.

CARINE GERMOND

Sonderwege à la française

Alfred Grosser: *Wie anders ist Frankreich?* C. H. Beck Verlag, München 2005, 240 S., 19,90 €

Vive la différence! Die Parole mag abgedroschen klingen, beim Blick auf den französischen Nachbarn greift sie nach wie vor. Seit jeher ist es die Pointierung gallischer Singularität, die den besonderen Reiz deutscher Frankreichbücher ausmacht. Schon deren Titel sprechen diesbezüglich Bände. Friedrich Sieburgs Longseller „Gott in Frankreich?“ (1927) bereicherte den deutschen Sentenzen-schatz ebenso wie das 1954 veröffentlichte Standardwerk „Frankreichs Uhren gehen anders“ von Herbert Lüthy. Ulrich Wickert bemühte sich 1989 mit seiner Hommage „Frankreich: Die wunderbare Illusion“, an die Tradition einprägsamer Buchtitel anzuknüpfen, die selbst noch in Lothar Baiers ernüchternder Alliteration „Firma Frankreich“ (1988) ein fernes Echo fand.

Alfred Grosser greift auf den Topos französischer Distinktion zurück, ohne freilich damit einen Bonmot-Effekt erzielen zu wollen. Fragt er doch ganz elementar: „Wie anders ist Frankreich?“ Entsprechend gelassen entfaltet sich der Tenor des Buches. Der 1925 in Frankfurt geborene Autor, den die national-sozialistische Machtergreifung schon im achten Lebensjahr nach Frankreich führte, kennt seine Wahlheimat von früher Jugend zu gut, um mit eleganten Titeln oder provokanten Thesen brillieren zu müssen. Stattdessen vertraut der stets um „Genauigkeit und Gerechtigkeit“ bemühte Politikwissenschaftler auf sein angestammtes Können, profundes Wissen auf einnehmend lesbare Weise auszubreiten. Geradezu klassisch muten die fünf Themenkreise an, mit denen der Autor seine Tour d’horizon entlang französischer Sonderwege absteckt: „Gegenwart der Vergangenheit“, „Machtverteilung in der Politik“, „Gesellschaft in der Wirtschaftskrise“, „Welche Kultur für wen?“ sowie „Frankreich in Europa und in der Welt“. Wenn sich Gros-

ser in erster Linie an ein Publikum wendet, das nicht über intime Frankreichkenntnisse verfügt, so folgt auch der mit französischen Zuständen vertraute Leser gern den klaren Ausführungen. Zumal weniger geläufige Aspekte in größere Zusammenhänge gestellt werden. So führte Frankreich von 1939 bis 1962 fast ständig Krieg und musste dabei drei bittere Niederlagen hinnehmen: 1940 gegen Deutschland, 1954 in Indochina, schließlich der unrühmliche Rückzug aus Algerien. Umso bedeutsamer war das Wirken de Gaulles, dessen nationale Prestigepolitik Frankreich auf dem diplomatischen Parkett wieder in der ersten Reihe positionierte. Dass dies nur, wie beim Machtpoker um die ständigen Sitze im UN-Sicherheitsrat, „dank geschickter, harter, bis an die Grenzen der Erpressung gehender Manöver“ gelang, betont Grosser zu Recht. Umso blumiger klang des Generals Grandeur-Rhetorik, die die Welt glauben machen sollte, dass französische Ziele, „im Interesse aller Menschen liegen“. Auch François Mitterrand hielt Frankreich „die undefinierbare Gabe“ zugute, „die tiefen Bedürfnisse des menschlichen Geistes zu erfassen und auszudrücken.“ Für diesen Universalismus à la française hat Grosser eine „altdeutsche Übersetzung“ parat: „Am französischen Wesen soll die Welt genesen.“ Als hätte er das Risiko für Europa, das in Frankreichs nationalem Referendum zur EU-Verfassung lag, gehaut, schreibt Grosser: „Man will überall dabei sein und ist auch, jedenfalls formell, an fast allem beteiligt – ohne dass dabei wirklich geklärt wird, wie man der Stimme Europas mehr Einfluss verschaffen könnte, ohne dabei auf die eigene zugunsten der Union zu verzichten. Diese Unklarheit ist eines der Merkmale des heutigen Frankreich, die Frankreich doch etwas anders machen als die anderen.“

Alfred Grosser wäre nicht der einstige Pionier und heute viel geehrte Doyen unter den publizistischen Brückenbauern über den Rhein, wenn er bei seinen Reflexionen auf

Seitenblicke nach Deutschland verzichten würde. Dabei sind die historischen Bögen zuweilen weit gespannt. So kommt er von Lionel Jospin, den die Zersplitterung der linken Wählerschaft bei der letzten Präsidentenwahl hinter dem rechtsextremen Jean-Marie Le Pen vorzeitig aus dem Rennen schießen ließ, auf Wilhelm Marx zu sprechen, der in der Weimarer Republik die Wahl zum Reichspräsidenten gegen den erzkonservativen Paul von Hindenburg verlor. Ausschlaggebend dafür war 1925 nicht zuletzt, dass die Kommunisten aus dem republikanischen Block aussicherten und mit Ernst Thälmann einen eigenen Kandidaten präsentierten. Dieser nahm dem Vertreter der Regierungsparteien Marx ebenso wichtige Stimmen weg wie vor drei Jahren die diversen Linksausleger dem Sozialisten Jospin. Ironie der Geschichte: Vor 80 Jahren trösteten sich deutsche Republikaner wie Heinrich Mann mit dem französischen Beispiel des ultrakonservativen Marschalls MacMahon, der nach der Niederlage Frankreichs gegen Deutschland 1873 zum ersten Präsidenten der III. Republik gewählt worden war. Die Republik überlebte den klerikalen Monarchisten und sollte erst 70 Jahre später mit Philippe Pétain von einem anderen Marschall verabschiedet werden. Dass dieser greise Kriegsheld das Ruder in Frankreich 1940 übernehmen konnte, war nicht nur der neuerlichen Niederlage gegen Deutschland geschuldet, sondern auch der Neigung des französischen Parlaments, „in dramatischen

Situationen gewissermaßen zu kneifen“ und einem starken Mann die Überwindung der Krise anzuvertrauen. So hatte man schon 1917 gerne Georges Clemenceau die äußerst schwierige Kriegsführung überlassen. 1954 stimmten selbst seine Gegner für Pierre Mendès France, damit dieser einen ehrbaren Abschluss des verlorenen Indochina-Krieges finde. Vier Jahre später wurde de Gaulle aus seinem lothringischen Exil gerufen, um den Algerienkrieg zu beenden. „Keines dieser Ereignisse hat das Prestige des Parlaments bei den Bürgern Frankreichs gefördert.“ Dennoch ist nie ein führender Repräsentant auf die Idee gekommen, die Assemblée nationale öffentlich als „Schwatzbude“ zu verunglimpfen, wie es seinerzeit Kaiser Wilhelm II. in Bezug auf den Reichstag in den Sinn kam.

Es sind die profunden binationalen Perspektiven, die Grossers sachlich-ausgewogenes Frankreichbuch doch zu etwas anderem machen als die so genannten Liebeserklärungen über den Rhein oder die sattsam bekannten Lamentos über „le mal français“. Apropos französisches Übel, das doch im Wesentlichen aus einem chronischen Reformstau besteht: Mit Grosser sagt endlich einer klipp und klar, dass die vielbeschworenen Reformen heute nichts anderes sind als „Einschränkungen“. Und in dieser Hinsicht gibt es nicht den geringsten Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland.

MEDARD RITZENHOFEN

Deutschlandbilder

Edouard Husson: *Une autre Allemagne*. Gallimard, Paris 2005, 396 S., 26,90 €

Edouard Husson, einer der besten Kenner der deutschen Nachkriegsgeschichte, hat sich mit seiner Veröffentlichung zum Ziel gesetzt, den Franzosen ein anderes Deutschland nahe zu bringen, als sie es sich seit den 1970er Jahren vorstellen. Denn umso geringer der direkte Kontakt der Menschen mit einer anderen Kultur, umso länger halten sich Ansichten vergangener Zeiten. Für den deutschen Leser umgekehrt bietet sich die Möglichkeit, die französischen Fragen an das Nachbarland kennen zu lernen und damit Frankreich besser zu verstehen.

Tatsächlich sind die meisten Franzosen der Auffassung, dass Deutschland nach wie vor ein prosperierendes Land sei, es mit dem „deutschen Modell“ besser stehe als mit dem französischen. Diese weit verbreitete Auffassung entwickelte sich mit dem beispiellosen Aufschwung der Bundesrepublik Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg und der Bedeutung der D-Mark als internationaler Reservewährung: Mehr als einmal beneidete Paris das kleine Bonn und misstraute dem „politischen Zwerg“ und „ökonomischen Riesen“. Die „deutsche Selbstbeschränkung“ (Haftendorn) war Frankreich dabei immer unheimlich.

Hussons Anliegen ist es deshalb, den Franzosen ein Deutschland nahezubringen, das nicht länger durch seine (ökonomische) Macht, sondern vielmehr durch seine Schwäche und seine strukturellen Krisen gekennzeichnet ist. Als Absolvent der École Normale Supérieure, promovierte Husson in Zeitgeschichte und ist heute Dozent an der Sorbonne, Paris IV. Zahlreiche Forschungsaufenthalte führten ihn an das Münchner Institut für Zeitgeschichte, und seine Publikationen thematisierten die deutsch-französischen Beziehungen ebenso wie den deutschen Historikerstreit, Hitler und die Shoah.

In seinem neuen Werk befasst er sich nun mit den deutschen Realitäten nach dem Ende des Kalten Krieges, der Herausforderung der gesamtdeutschen Integration, der Wirtschaftskrise, die er im Bezug auf überdimensionierte öffentliche Ausgaben und Sozialabgaben mit Frankreich vergleicht. Der Autor zeichnet einen Weg nach, auf dem das vereinigte Deutschland zunächst neben seiner wirtschaftlichen Vormachtstellung auch eine politische Macht erreichte, ein kurzes Wetterleuchten allerdings nur, denn nur wenig später setzte die seit über zehn Jahren anhaltende Krise ein.

Das Werk gliedert sich in zwei Teile, dessen erster sich mit den französischen Ängsten vor Deutschland befasst, mit französischen Fehlperzeptionen sowie dem Rechtsextremismus, um sich dann der Außenpolitik des vereinigten Deutschland von Genscher bis hin zu Fischer zuzuwenden. Der zweite Teil befasst sich vorwiegend mit der deutschen Wirtschaft und trägt den Titel „Auf der Suche nach einem verlorenen Modell“. Ganz anders als in Deutschland ist „das deutsche Modell“ in Frankreich ein stehender Begriff. Während kaum ein Deutscher auf die Frage antworten könnte, was darunter zu verstehen sei, so verbindet der Franzose damit in der Regel das deutsche Erfolgsmodell der 1960er bis 1980er Jahre.

Während der erste Teil aktuelle Themen behandelt, lässt der zweite den Autor in der Frühzeit der Bundesrepublik beginnen, der Begründung des „rheinischen Modells“, wie Michel Albert es genannt hat, unter Kanzler Adenauer. Die Folgen der Vereinigung werden am Ende thematisiert und abschließend ein „deutsches“ einem „europäischen Modell“ gegenübergestellt.

Die Bedeutung des umfassenden Werkes von Husson liegt in der gelungenen Nachzeichnung und Analyse des westdeutschen Weges, wie er aus der Katastrophe des Dritten Reiches herausführte. Dieser Weg war es auch, der Deutschland endgültig als westli-

ches Land mit den Errungenschaften der Demokratie, Marktwirtschaft und einer beispielhaften multilateralen Kooperation absicherte. Diese „Rückkehr Deutschlands nach Europa“, lange bevor sich die osteuropäischen Staaten auf diesen vielzitierten Weg machten, wird oftmals zu wenig beachtet, und insbesondere als Voraussetzung, ja Bedingung der Vereinigung vernachlässigt. Hussons Werk ist bedeutsam darin, dass es die zunehmende Verflechtung des deutschen mit dem französischen Schicksal in Europa sowie ihre außenpolitische Annäherung hinsichtlich des amerikanischen Unilateralismus und der Beförderung des europäischen Einigungsprozesses aufzeigt. Nicht zufällig schließt er mit den Worten: „Die Franzosen wären die ersten, die von einem deutschen Niedergang in Mitleidenschaft gezogen würden“ (S. 334).

Hussons Werk ist somit auch eine Aufforderung an die Franzosen, endgültig mit der jahrhundertealten, verständlichen, aber heute doch anachronistischen Haltung zu brechen, derzufolge ein schwaches Deutschland

die Voraussetzung für ein friedliches und starkes Frankreich sei. Es handelt sich um die Schrift eines überzeugten Europäers, der in seine Ausführungen nicht nur eine Vielzahl historischer Quellen einfließen ließ, sondern auch die Ansichten der namhaften jungen Kenner Deutschlands in Frankreich, von Barbara Lambauer über Stephan Martens, um nur zwei stellvertretend zu nennen, die für eine neue Generation in der Deutschlandforschung stehen.

Vielleicht hätte man sich einen etwas umfassenderen Teil über Ostdeutschland, über Mentalitäten, über die so schwierige innere Einheit gewünscht, und eine Gesamtwürdigung des beispiellosen europäischen Integrationsprozesses, der 1992 mit dem Maastrichter Vertrag seinen Anfang nahm. Denn letzterer ist es ja, der die deutsche und französische Politik wie kein anderer geprägt und verändert hat, und der als gemeinsames Projekt den Abschluss des jahrzehntelangen Aussöhnungsprozesses darstellt.

SUSANNE NIES

Anna Seghers: Exil in Frankreich und zurück

Pierre Radvanyi: *Jenseits des Stroms. Erinnerungen an meine Mutter Anna Seghers*. Aus dem Französischen von Manfred Flügge. 18 Abb. und 4 Faksimiles. Aufbau Verlag, Berlin 2005, 152 S., 15,90 €

Ein persönlicher Bericht erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und darf auf letzte Urteile verzichten. Gerade dies macht „Jenseits des Stroms – Erinnerungen an meine Mutter Anna Seghers“ zu einem lesenswerten Buch. Der Autor Pierre (Peter) Radvanyi wurde 1926 in Berlin geboren, 1933 emigriert die Familie nach Frankreich: Anna Seghers, mit bürgerlichem Namen Netty Radvanyi, ihr Mann Laszlo, die Kinder Ruth und Peter. 1941 geht die Flucht nach Mexiko weiter. 1947 siedeln die Eltern in die DDR über, während der Sohn 1945 zurück nach Frankreich geht, wo er bis heute lebt.

Erstaunlich, wie man sich 1933 zunächst in einem Pariser Vorort einzurichten vermag. Seghers schreibt in dieser Zeit im Exil an ihrem Roman „Das siebte Kreuz“. Die Kinder besuchen die Schule, lernen Französisch, verbringen sogar Ferien am Meer – „Jahre einer glücklichen Kindheit“ –, die Großeltern aus Mainz schicken regelmäßig Pakete. Doch rasch wendet sich das Blatt: Der deutsch-sovietische Nichtangriffspakt im August 1939 verwirrt die Emigranten. Dann wird der Vater, im Zuge der Verhaftung „feindlicher Ausländer“ ab April 1940, in das Lager Le Vernet am Fuße der Pyrenäen verbracht. Der Rest der Familie sucht den deutschen Truppen zu entkommen und findet sich im Strom der „Unerwünschten“ auf Landstraßen und Bahnhöfen wieder. Mit Hilfe der „Liga Amerikanischer Schriftsteller“ gelangt die vereinte Familie endlich auf ein Schiff nach Amerika.

An Bord waren auch Alfred Kantorowicz, Victor Serge, André Breton und Claude Lévi-Strauss.

Im mexikanischen Exil trifft Seghers alte Bekannte, etwa Bertolt Brecht, Helene Weigel, Egon Erwin Kisch; sie lernt Diego Rivera, Lenka Reinerová und Pablo Neruda kennen. Die politischen Querelen unter den Emigranten sind weniger erfreulich, zudem erleidet Anna Seghers 1943 einen schweren Unfall – in dem Jahr, als ihre Mutter in Auschwitz ermordet wird. Der Tod zieht als Motiv in ihr Werk ein.

1947 geht Seghers in die „sprachliche Heimat“ zurück, doch das ist das zerstörte Deutschland. Ihr „Heimatgefühl“ wird bald durch ein Klima der Lügen und Kälte verletzt. Der „Hitlerfaschismus hat nicht nur die alten Städte zertrümmert“, er hat auch die „moralischen und intellektuellen Werte“ vernichtet, schreibt sie an Nico Rost. Sie will dem humanen Kern ihre Stimme verleihen, wird Vorsitzende des DDR-Schriftstellerverbandes. Bald kommen ihr die Verbrechen Stalins zu Ohren, und als 1956 schließlich Walter Janka als „Oberhaupt der Konterrevolution“ zu Zuchthaus verurteilt wird, ist auch Seghers' Ansehen beschädigt; man wirft ihr „Verrat“ am alten Genossen vor. Marcel Reich-Ranicki beschuldigt die „Staatsdichterin“ 1969 gar der „Liebe zu Stalin“.

Pierre Radvanyi beobachtet zwar, wie die sozialistische Utopie, deren Missbrauch in den Jahren zwischen Mauerbau und Prager Frühling besonders ausgeprägt war, für seine Mutter bedrückend wird, doch beurteilt er die Problematik nur sehr distanziert und nicht als Zeuge der Anklage. Er will seine Erfahrungen festhalten, von der Lebensweise seiner Mutter und ihrer Erzählfreude berichten. Nach der Lektüre kann man sich kaum vorstellen, dass ihre Liebe Stalin galt.

CORNELIA FRENKEL